Maschinenpistolen zu Mischpulten

In dreißig Jahren hat sich Dr. Dre zum Hip-Hop-Milliardär hochgearbeitet. „Compton“, sein erstes Album seit 1999, zugleich das dritte und letzte, ist nicht nur ein persönliches Vermächtnis. Der Rap als solcher ist damit an sein Ende gekommen. Ein Abschied

Von Jan Küveler, Welt am Sonntag, 09.08.2015

Schon logisch, dass sich André Romell Young, der erfolgreichste Rapper aller Zeiten, Dr. Dre nennt. Denn wie die meisten Wissenschaftler ist er ganz offensichtlich vor allem mit Drittmittelerwerb beschäftigt.

Darin ist er ziemlich gut. In seinen dreißig Karrierejahren hat er angeblich eine Milliarde Dollar verdient, dabei aber nur zwei eigene Alben aufgenommen, „The Chronic“ (1992) und „2001“ (1999). Ein drittes, „Detox“, war ungefähr 15 Jahre lang angekündigt, wurde aber immer wieder verschoben. Das kennen Professoren ja auch, die sich ewig mit einem Buchprojekt herumquälen, während sie in Wirklichkeit nur in Gremien und Sprechstunden sitzen, bis sie es irgendwann kleinmütig knicken und nur noch kurze Aufsätze veröffentlichen. Dr. Dres Alltag dürfte ähnlich aussehen. Nur dass seine Alma Mater die Stadt Compton zwanzig Kilometer südlich von Downtown L.A. ist – nicht gerade Ivy League. Statt sprießendem Efeu an ehrwürdigen Backsteinmauern schießt dort Unkraut durch den Asphalt. Auch sonst wird traditionell viel geschossen. In den Achtzigerjahren lauerten sich an finsteren Straßenecken die rivalisierenden Gangs der Cribs und Bloods auf und veranstalteten regelmäßige Drive-by-Shootings, eine Graduierungszeremonie, durch die der Nachwuchs zum Gangsta promoviert wird. Wer durchfällt, kriegt zum Zeichen der Schande eine Kugel in den Kopf. Der Anteil der weißen Bevölkerung liegt bei einem Prozent.

Zusammen mit ein paar Homies kam Dr. Dre eines Tages auf die Idee, einen neuen Studiengang aufzumachen, der bessere Überlebenschancen versprach als die radikale Free-Market-Ökonomie der Gangster, die – kompromisslose Neoliberale – als einziges Gesetz das des Stärkeren anerkannten. Dres Ding war mehr die Geisteswissenschaft, im Grunde eine Spielart von Soziologie und Geschichte, nur dass das Programm, für das man sich an dieser Reform-Uni einschrieb, Rap hieß. Es wurde zwar mit Drogen gedealt, aber erstens soll das auch in Harvard schon vorgekommen sein und zweitens flossen die Gewinne nicht in Maschinenpistolen, sondern in Mischpulte. 1984 trat Dre in die World Class Wreckin' Cru ein, zwei Jahre später in die legendäre Gruppe N.W.A. – was nicht für „No Whites Allowed" steht, wie es ein Cracker, also ein dämlicher Weißer, im Trailer des Films „Straight Outta Compton" vermutet, der Ende des Monats startet, sondern für „Niggaz With Attitude", eine stolze Selbstbeschreibung im Angesicht der rassistischen Fratze der Zeit. Der Song „Fuck the Police" war mehr als der selbstbewusst gereckte Mittelfinger in Richtung der staatlich alimentierten Gang, die ja bis heute mehr oder weniger im Wochentakt Schwarze umlegt – Michael Brown und Eric Garner sind nur die prominentesten Opfer der jüngeren Gegenwart. Das Lied sublimierte das Blutvergießen in Kunst, übersetzte das banale Böse in ein cleveres Sprachspiel: „Im Verfahren N.W.A. gegen das Police Department sind die Vertreter der Anklage MC Ren, Ice Cube und Eazy-motherfucking-E", heißt es am Anfang. Wenn die Staatsgewalt Hegel war, war Dre Marx; er stellte die herrschende Dialektik vom Kopf auf die Füße.

Scratch, scratch, fast forward dreißig Jahre. Dre hat eine unerhörte Karriere hinter sich. Fünfzehn Millionen Platten verkauft, den an George Clintons P-Funk angelehnten G-Funk erfunden (der sich durch entspannte, soulige Beats und Melodien auszeichnet, mithin schon in den Instrumentalteilen ein Bekenntnis zur Einhegung exzessiver Aggression ist), vor allem aber hat er jede Menge kanonische Werke des Rap produziert: „Straight Outta Compton" von N.W.A. oder Snoop Doggs „Doggystyle".

1998 stellt ihm sein Mentor Jimmy Iovine, Präsident der Plattenfirma Interscope, einen missgelaunten Blonden namens Marshall Mathers vor, für dessen Debüt Dre ein paar Songs produzierte. Mathers' Initialen, flott ausgesprochen und phonetisch

aufgeschrieben: Eminem. Ein paar Jahre später stößt 50 Cent zu Dr. Dres wachsendem Seminar. Es muss sich in Compton angefühlt haben wie im Paris der Siebzigerjahre, als sich die talentierte Jugend der ganzen Welt in den Seminaren von Michel Foucault und Jacques Lacan drängelte. Genau wie an der Seine ging es an der South Side darum, die Ordnung der Dinge beschreibend zu verändern. Nur, dass wesentlich mehr Geld drin war.

Dre, der sich zwar ab und zu mal prügelte und, weil er in seiner Jugend eine Frau geschlagen hatte, zwei Jahre Bewährung bekam, fiel ansonsten durch einen wenig exzentrischen Lebensstil auf. Weder hat er sich je übermäßig mit Gold behängt, noch musste er unbedingt Beyoncé heiraten. Stattdessen bastelte er an einem Imperium. Designte mit der Firma Monster Cable formschöne Kopfhörer, in denen die Bässe, wie in der elektronischen Musik unverzichtbares Fundament des Hip-Hop, heftiger knallten als bei der Konkurrenz. Die Marke, ohne die sich heute kein Fußballspieler mehr in den Tourbus traut und die in jedem Starbuck's häufiger vorkommt als ein Medium Latte, hieß folgerichtig Beats. Später kam ein gleichnamiger Musik-Streaming-Service hinzu. Dre wurde langsam älter, aber sein Instinkt für das nächste heiße Ding war intakt. Im vergangenen Jahr kaufte Apple Beats für mehr als drei Milliarden Dollar, um den Grundstein für den vor ein paar Tagen gestarteten Dienst Apple Music zu legen, auf dem Dre eine eigene Radiosendung hat, „The Pharmacy". Ein netter Nebenjob. Durch den Deal wurde Dre zum ersten Hip-Hop-Milliardär.

Parallel hatte er das nächste Supertalent entdeckt, schon wieder aus Compton, Kendrick Lamar, der sich in kürzester Zeit zum angesagtesten Rapper der Gegenwart entwickelte. Maßgeblicher Produzent von „good kid, m.A.A.d city" (2012) und von der neulich erschienenen Großtat „To Pimp a Butterfly", die an nur einem Tag knapp zehn Millionen Mal gestreamt wurde: Dr. De.

Es wird langsam anstrengend, all die Erfolge aufzuzählen, die märchenhaft anmutenden Stationen eines Selfmademan, neben dem ein Donald Trump gut daran täte, sich unter seinem Toupet zu verkriechen. Gab es je einen Schwarzen, der den American Dream so sehr verkörperte? Höchstens Barack Obama – wobei der mindestens so ein großer Dre-Fan ist wie umgekehrt. Jedenfalls kommt man um

diesen biografischen Abriss nicht herum. Denn am Freitag ist diese Geschichte in gewisser Weise zu Ende gegangen, als ziemlich überraschend Dres drittes Album, schlicht „Compton“ betitelt, exklusiv auf iTunes und bei Apple Music erschien (erst Ende des Monats wird man es auch woanders kaufen können).

Die Hochzeit der weißen Über-Geeks aus Cupertino – akademische Papers in der Tasche statt welche zum Joint-Bauen – mit dem Gettokid aus Compton markiert nicht nur einen vorläufigen Höhepunkt des Hip-Hops, sondern sein Ende. Natürlich wird es weiter Sprechgesang über raffinierten Beats geben, aber es ist so: Wenn Rap ein Computerspiel wäre, hätte Dre es als Erster durchgespielt. Nicht in musikalischer, aber in sozialer Hinsicht– im Pop die entscheidende Kategorie – ist das Projekt Hip-Hop vollendet. Spotify, nebenbei ein einmaliges Instrument der Sozialforschung, hat gerade bekannt gegeben, Hip-Hop sei die weltweit meistgehörte Stilrichtung.

Angesichts dessen ist es fast schon egal, wie Dres drittes Album, ein Vierteljahrhundert nach dem ersten erschienen, eigentlich klingt. Auch wenn es schlecht wäre, wäre es gut. Aber schlecht kann Dre offenbar einfach nicht. Kurz gesagt: Es klingt gut.

Dres neueste Freunde, King Mez und Justus, legen entspannt los, in einer Mischung aus der Melancholie derjenigen, die alles erreicht haben, und berechtigtem Größenwahn: „It was all a dream“, um sogleich zu bekräftigen: „I want it all.“ Dres erste Worte: „I just bought California.“ Was ja wirklich kaum übertrieben ist. Die lustig hüpfenden Kindersynthesizer, die große Teile von „2001“ bestimmten, „Forgot About Dre“ oder „Still D.R.E.“, sind komplett verschwunden. Der Sound ist halb cool groovender Old-school-Hip-Hop, wie auf „Animals“ mit der fantastischen Neuentdeckung Anderson .Paak (mit Punkt vor dem P und einer einzigartig kehligen Stimme; die Spannbreite reicht von Lil’ Wayne bis Bobby Womack), halb vielschichtig gebündeltes Kraftpaket, mit Bässen so tief wie die kalifornische San-Andreas-Verwerfung, hektischem Geknarze, gurgelnden Computersounds und klagenden Trompeten. Das ist der typische Klang von Kendrick Lamar, der gleich auf drei Stücken gefeatured wird, „Genocide“, „Darkside/Gone“ und „Deep Water“. Weitere VIPs unter den Gästen: Snoop Dogg, der seine beste Strophe seit Jahren bellt, Ice Cube, mit dem sich Dre nach einem Streit vor ein paar Jahren offenbar versöhnt

hat, und Eminem, der einen technisch und atmosphärisch gewohnt großartigen Wutausbruch beisteuert, aber über seine alten Themen nicht hinauskommt („I even make the bitches that I rape cum“) und den selbstsicheren Flow des Albums mit seiner überschnappenden Aggression stört.

Dre selbst ist ein bisschen nostalgisch, immerhin bezeichnet er das Album als Soundtrack zum Film „Straight Outta Compton“, was nicht buchstäblich gemeint ist, sondern ideell. Er reflektiert seinen Aufstieg, denkt an tote Weggefährten wie Eazy-E, der im letzten Song von der „other side“ grüßt. Zugleich wiederholt er ständig, dass er es noch total draufhat. Von Lamar hat er gelernt, dass es sich lohnt, politisch zu sein. Er bedauert die Polizeigewalt, will aber auch nicht den Umständen die Schuld über das verkrachte Leben Einzelner zuschieben: „Anybody complaining about their circumstances lost me, homey.“ Alles andere würde nämlich bedeuten, dass es Dre nicht aus eigener Kraft an die Spitze geschafft hätte. So bildet „Compton“ zusammen mit „2001“ und „The Chronic“ ein Triptychon, in dem die ganze Geschichte des Hip-Hops enthalten ist, sein Anfang, seine Mitte und sein Ende.